

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 89.

Freitag, 10. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

7.
Ein schwacher Sprühregen rieselte dünn, wie aus einer leicht verstopften Gießkanne, auf den Potsdamer Platz.

Georg Dollingen stand, den Kopffragen hochgeklappt, und wartete auf Johanna Reichert. Zwei Tage lang war sie nicht gekommen, und es war eine Ewigkeit gewesen. Es war nichts Bestimmtes ausgemacht gewesen. Nur so: „Sehen Sie um fünf Uhr hier nach. Wenn ich mich freimachen kann, komme ich. Aber, nicht wahr, wir sind freie Menschen und üben keinen Zwang aufeinander aus?“

Dennoch beunruhigte ihn ihr Wegbleiben: fühlte sie denn nicht, wie er sich nach ihr sehnte, wie der ganze Tag nur Wert hatte durch diese Stunden des Beisammenseins? Er war doch nicht mehr jung und unbefangen genug, um auch in der enttäuschten Erwartung die Wonne süßen Schmerzes zu fühlen und zu durchkosten. Wo war sie in diesem Augenblick?

Er sah sie durch fremde Straßen eilen, deren Namen er nicht wußte. Er sah sie im Vorzimmer eines Arztes stehen, den er nicht kannte, und geduldig Patienten anhören, die die Sprechstunde wieder verlängerten. Er sah sie inmitten einer verständnislosen Familie, die ihm fremd war. Aber, wo er sie auch sah, — sie war nicht schuld am Fernbleiben. Sie dachte an ihn, sie wollte zu ihm, ihre Gedanken zogen eine Brücke zu ihm, bunt und leicht wie der Regenbogen, der bald aufziehen mußte.

Es war Samstag und der Platz füllte sich. Warum war Johanna nicht unter diesen vielen jungen Mädchen, die wie ein Schwarm vom Wind verwehter farbigter Schmetterlinge über die Straßen wirbelten? Und plötzlich kam ihm der dunkle Gedanke: das Geschick hatte ihn wieder einmal genarrt, es hatte ihm Johanna Reichert nur gezeigt, wie es ihm so vieles gezeigt hatte, ohne zu gewähren. Es hatte die Dede der Himmelswölbung aufgestoßen und ihm die Herrlichkeit gewiesen, um dann die Wolkenwand wieder vorzuziehen und im tropfendem Regenfall alles zu verschleiern. Sie würde heute nicht kommen, wie sie gestern und vorgestern nicht gekommen war. Es hatte keinen Zweck zu warten. Sie würde niemals wiederkommen.

Als er soweit in seinen Gedanken war, tippte das stumpfe Ende eines Damenschirms auf seine Schulter. Er fuhr herum und sah in goldbraune Augen. Er war so durchwirbelt von Glück, daß er zu grüßen vergaß.

„Woran dachten Sie“, fragte sie ihn lächelnd. „Ich beobachtete Sie nämlich schon ein Weilchen. Sie machten ein Gesicht, als ob Sie mich das Gruseln lehren wollten.“

Er sah sie groß an. „Ich dachte an Sie und daß Sie nie wieder kommen würden.“

Ein schwaches Erröten flog über ihr Gesicht. „Ich konnte erst heute fort. Es lag nicht an mir. Und beladene wäre es auch heute nichts geworden.“ In leichtem Ton fuhr sie fort: „Aber nun bin ich da und Sie auch. Denken wir nun mal deutsch: Was machen wir?“

„Wollen wir hinaus ins Freie?“

„Famos!“, entfuhr es ihr, und sie lachte über sein

verdunktes Gesicht. „Sie finden mich reichlich burschikos, wie? Aber daran müssen Sie sich gewöhnen, wie andere auch. Es ist viel Bubiges in mir.“

„Es ist viel Weibliches in Ihnen“, verbesserte er ernst und kam sich gleich darauf entsetzlich pedantisch vor.

In vollgestopften Wagen, eng aneinander gedrückt, durchsausten sie die unterirdischen Straßen der Untergrundbahn. Sie kamen irgendwo zum Vorschein, bestiegen eine Bahn, die trödelnd durch langweilige Vorstädte rasselte, und landeten nach unendlicher Zeit in Tegel. Als sie im abgetrampelten Wald gingen, entlang der Wasseroberfläche, begann der Himmel aufzublauen.

„Wir haben Glück, Herr Dollingen. Der Himmel liebt uns.“

Er liebte die Liebenden — wollte er zitiern, aber er wagte es nicht: sie konnte bisweilen schon verdammt kühl und ablehnend dreinschauen. So fragte er nur, ob sie rudern wollten.

Die Boote des Uferrestaurants waren noch zu feucht. So warteten sie bei einem graubraunen Kaffee, der sich Mokka nannte, bis die mächtig aufglühende Sonne nachhals.

„Was haben Sie heute den ganzen Tag gemacht?“

„Gearbeitet“, antwortete er vergnügt. „Aber nicht zu heftig. In der Hauptsache habe ich auf Sie gewartet.“

„O du lieber Gott, so bin ich am Ende schuld, daß das Haus schief wird, an dem Sie bauen?“

„Dafür werden schon die Hypotheken sorgen, die darauf kommen.“

Sie rührte in der Brühe und zwang sich zu kleinen Schlucken. „Was täten Sie, wenn Sie reich wären?“

Er lächelte: das war so eine richtige Kleinmädchen-Frage. Das träumten sie wohl alle hier. „Wenn ich reich wäre? Wie sollte ich wohl dazu kommen?“ Aber sie beharrte auf seiner Antwort.

„Nun, dann würde ich ein eigenes Architektenbüro errichten und Herrn Vorbed freundlich Balet sagen. Ich würde Häuser bauen — das Schönste und Natürlichste, was es gibt. Ich würde wie ein Teufel arbeiten.“

„Und dann?“ In ihren Augen lag ein klein wenig Koketterie, die ihn verwirrt machte.

Er neigte den Kopf, als er entgegnete: „Und dann würde ich um Eine werben, die ich liebe.“ Er hatte das sichere Gefühl, daß sie jetzt aufstehen würde.

Aber sie fragte nur: „Erst dann?“

Sah sie nicht enttäuscht aus? Hatte ihre Stimme nicht geschwankt? Aber da fragte sie schon ruhig, in dem sachlichen Ton, der ihr bisweilen eigen war und der einen Raum vor sie legte: „Was macht unser Neubau? Die Villa, wissen Sie, für diesen Sammler aus Dählem — da war es doch wohl?“

Eifrig stürzte er sich auf das unvergängliche Thema. „Jede freie Stunde habe ich daran gearbeitet. Sie werden zufrieden sein. Den Grundriß brauchte ich nur wenig zu ändern. Und die Zwischenhalle, die Vermittlung von Wohnraum und Sammlung, ist, glaube ich, in Ihrem Sinne gelöst. Palmengewölbe, ganz schmal,

wie im Artushof zu Danzig — na, Sie werden ihn nicht kennen. Die Wände für Gobelins gedacht. Ihre Nischen habe ich fallen gelassen. Sie hätten die Fläche zu sehr zerrissen.“

„Sicherlich ist es so noch viel schöner.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht. „Ich komme Ihnen jetzt wohl wie ein rechter Don Quichotte vor, nicht wahr?“

„Ich habe Don Quichotte immer für die edelste Gestalt der Literatur gehalten“, meinte sie lachend.

„Das ist aber nicht mein Ziel, Fräulein Johanna.“

„Vielleicht haben Sie aber mit Ihrem Entwurf Glück?“

„Das bezweifle ich eben. Wenn dieser Herr Reihagen nicht einmal von dem berühmten Vorbed befriedigt ist, diesem Stolz aller Fachkongresse, dann wird er mich, den Unbekannten, aller Wahrscheinlichkeit rausschmeißen. Und ich könnte es ihm nicht einmal sonderlich übelnehmen.“

„Aber ich“, sagte sie ehrlich entrüstet.

Er nahm dankbar ihre Hand, die sie ihm ließ.

Sie fuhr nach einer kurzen verlegenen Pause fort: „Wissen Sie was? Senden Sie den Plan mir zu. Vielleicht können wir das Ding drehen. Mich wird er nicht rausschmeißen.“

Sie war entzückend, wie sie berlinerte, und darum ärgerte Dollingen sich auch nicht über die Annahme. Er ließ ihre Hand und sagte mit einem resignierenden Achselzucken: „Sie stellen sich das alles sehr leicht vor.“

Sie beugte sich zu ihm vor. „Nun lachen Sie innerlich über das dumme, dreiste Ding, das ich bin. Aber Sie werden bald ernster dreinschauen. Mir ist nämlich dieser Tage eingefallen, daß ich eine Freundin habe, oder sagen wir eine Bekannte, die ins Haus Reihagen kommt.“

„Sie?“, fragte er mit einer Verwunderung, die sie eigentlich verlegen mußte.

Sie hatte seinen Zwischenruf wohl gar nicht gehört. „Sie ist Schauspielerin und liest dort aus neuerer Literatur vor. Die könnte schon vermitteln, und ich will sie gern überreden.“

„Auf solchen krummen Wegen soll ich ans Ziel kommen? Fräulein Johanna, so was liegt mir eigentlich gar nicht.“

Wider sein Erwarten schien sein Einwand sie zu befriedigen. „Man könnte es immerhin versuchen. Und es ist doch besser, als wenn es in Ihrem Pulte verstaubt.“

Er nickte. Natürlich hatte sie recht, wie sie im Grunde immer recht hatte. Es war schon etwas gewonnen, wenn dieser Reihagen auf ihn aufmerksam wurde. Er konnte nicht dauernd im Dunkeln bleiben, und jetzt, wo sein Leben durch dies Mädchen erst einen Sinn bekommen hatte, erst recht nicht.

„Topp. Abgemacht. Ich schicke es Ihnen. Aber wie ist Ihre Adresse?“

Sie zögerte. „An meine Adresse geht es nicht. Ein Postamt wäre wohl das Richtige.“

„Das ist mir zu unsicher.“

„Ich verspreche Ihnen, die Papiere noch am gleichen Tage abzuholen.“ „Aber an welches?“

Ja, das war eine wichtige Frage. Sie runzelte die Stirn vor Nachdenken. „Das Postamt im Zeitungs-viertel“, entschied sie sich endlich. „Lindenstraße. Dort geben Sie das Paket postlagernd ab.“

Also war er ihr doch näher gekommen. Er hatte sie überlistet: dort in der Nähe mußte sie wohnen oder tätig sein. Er würde schon noch hinter ihr ganzes Geheimnis kommen. „Bis eins habe ich zu tun, dann bringe ich's morgen gleich hin. Aber wollen wir uns nicht lieber treffen?“

„Nein. Ich kann nichts Bestimmtes versprechen, nur so viel, daß ich es bis drei Uhr abgeholt habe. Mein Wort — das große Ehrenwort.“

Es dauerte lange, ehe der Aushilfskellner kam und sie zahlen konnten. Sie bestand noch immer darauf, ihre eigene Zechen zu begleichen: „Selbst ist die Frau, Herr Dollingen, und ich bin auch so davon überzeugt, daß Sie ein Kavalier sind.“

Endlich saßen sie im Boot, und Dollingen brachte es mit ein paar kräftigen Ruderschlägen in die Mitte des Sees. Segelboote machten sich auf. Motorboote zerschnitten das Wasser wie ein Pflug. Ein grün angestrichener Dampfer tutete ärgerlich, als sie kurz vor dem Bug vorüberglitten. Eine Wolke von Gelächter fiel herab.

„Sie rudern gut. Treiben Sie Sport?“

„Sport? Nein, ich habe nur vor mich hin gerudert, auf Flüssen und Seen, auch auf dem Meer, aber ohne Ehrgeiz nach Kränzen.“

Sie blickte zum Schiffsgestade drüben. „Ist es nicht schön, im Wettbewerb sich zu erproben, etwas Meisterliches zu tun, das die anderen nicht können?“

„Olympische Spiele?“, spottete er. „Womöglich mit einem Pindar, der die Siege in unsterblichen Hymnen besingt?“

„Ja“, bestätigte sie. „Der Pindar fehlt in unseren Sportblättern.“

„Sie sprechen so als wenn Sie ihn kennen?“

„Freilich. Ich habe mich sogar tapfer durch die fremden Rhythmen hindurchgearbeitet, obwohl es kein reines Vergnügen war. Natürlich kann ich kein Griechisch.“

„Sie sind auch so, erstaunlich gebildet.“

Wieder sah sie von ihm weg. „Meine Freundin hat mich in allerlei eingeweiht. Warum finden Sie mein bißchen Bildung so verwunderlich? Sie wissen doch sicherlich viel mehr.“

Dollingen tauchte die Ruder weit tiefer ein, als es nötig war. „Ich habe bisher nie gewußt, daß man schön und thug zugleich sein kann.“

„Bin ich denn schön?“, fragte sie mit einer leisen Lodung der Stimme, die sein Blut aufwirbeln ließ.

Die Ruder schleiften im Wasser. „Sie sind so schön, daß ein Mann ein Verbrechen für Sie tun könnte.“ Er wußte selber nicht, wie er zu dieser Wendung kam.

Sie warf ihr Haar mit jener kurzen, energischen Bewegung zurück, die er so gut an ihr kannte. „Das dürfte nicht der rechte Weg zu mir sein. Aber rudern Sie! Der Dampfer! Rechtes Ruder. Noch einmal. So. Jetzt mit beiden.“

Er gehorchte, ohne sich umzublicken, auf ihr waches, angespanntes Gesicht schauend. Und auch an dieser Kleinigkeit begriff er die Kraft, die von ihr ausströmte.

Nun saß sie schon wieder lässig, versonnen, ein kleines Lächeln um den geschwungenen Mund — ein Mädchen, das sich des seltenen Feiertagsvergnügens freute und entschlossen war, eine Weile nicht an den Alltag zu denken. Wie war sie ihm so nahe gewesen wie in dieser Stunde. Die Welt war hell, unvernünftig hell geworden, überstrahlt von ihrer Schönheit und ihrer schlichten Güte.

„Wir wollen in den Kanal hinein“, schlug sie vor.

„Steuern Sie nur!“ Er hatte auch zugestimmt, wenn sie auf das Motorboot dort hätte zufahren wollen.

Schiff schlug über ihren lachenden Köpfen zusammen. Er mußte die Ruder einziehen, und sie zogen sich an den grünen Büschen weiter, bis sich das Ufer jäh zu einer winzigen Wiesenfläche weitete. Hier legten sie an.

(Fortsetzung folgt.)

Venezianisches Glas.

Wer weiß, ob einsam nicht die Lippen blähen,
Die lachend einst sich diesem Keldrand neigten,
Ob schicksalsschwere Jahre nicht wie Lasten
Zuvor den Körper und die Seele beugten!
Behütet, zugehüllt den Seltenheiten
Wird dieses Glas; es kräftet hinter Scheiben
Ein totes Dasein neben Kostbarkeiten,
Die stumm wie dieses stolze Kelderglas bleiben.
Doch wenn darin sich Sonnenringel fangen,
Ist es, als will sich alte Glut entfachen.
Als trägt nach warmen Lippen es Verlangen,
Als lauscht es einem lang erstorbenen Lachen.

Franz Mahfke.

Der Kaiser und die Armen.

Eine chinesische Geschichte.

Nachzählt von Thea Reimann.

Der Sohn des Himmels stand am Fenster seines Porzellanpalastes. Er war jung und von weichem Gemüt. Inmitten des Luxus und des Glanzes vergaß er nie, der Armen und Unglücklichen zu gedenken.

Der Regen stürzte in Strömen herab, und alles ertrank in den himmlischen Tränen. Des Kaisers Herz ward traurig und er rief: „Wie unglücklich muß der sein, der nicht einmal einen Hut hat, sich vor dieser Sintflut zu schützen!“ Und sich an seinen Kammerherrn wendend, sagte er: „Ich möchte wissen, wie viel Arme es in Peking gibt, die bei solchem Wetter ohne Hut gehen müssen.“

„Sohn der Sonne“, versetzte der Kammerherr, indem er in die Knie sank und mit der Stirn den Boden berührte, „gibt es etwas, was dem Herrscher der Herrscher unmöglich wäre? Bei Sonnenuntergang, o Sohn des Sonnenaufgangs, sollst du es wissen, was du zu wissen wünschst.“ Der Kaiser lächelte gerührt, und der Kammerherr eilte zum Premierminister.

Reuend kam er an, und in der Aufregung vergaß er ganz die Ehrenbezeugungen, die er zu machen hatte. „Die Krone der Schöpfung, unser allergnädigster Kaiser, ist außer sich. Dieses Lumpenpad, das ohne Hut in Peking herumlungert, verdriest ihn, und heute ist ihm eingefallen, unbedingt wissen zu wollen, wie viele es sind.“ Der Premierminister ließ den Stadtkommandanten kommen.

„Schlimme Nachricht aus dem kaiserlichen Palaste!“ rief er ihm entgegen, indes der Stadtkommandant sich bis zur Erde verneigte. „Der Herr über Leben und Tod hat Unordnung in der Stadt bemerkt.“ — „Wie?“ erwiderte der Stadtkommandant erschrocken. „Ist denn der Garten, der die Stadt den Augen des Kaisers verbirgt, nicht dicht genug?“ — „Ich weiß eigentlich nicht, wie es dazu kam“, versetzte der Premierminister. „Sicherlich steht fest. Seine Majestät ist ganz außerordentlich erzürnt über das Gefindel, das sich bei Regen ohne Hut herumtreibt, und er will unbedingt wissen, wie viele es sind.“

„Dolt mir sogleich den Chef der Stadtpolizei, diesen alten Schafstopf!“ donnerte der Stadtkommandant, und als der Chef der Stadtpolizei sich bleich und schlotternd ihm zu Füßen warf, ergoß der Mandarin ein Faß von Schmähungen über ihn: „Eklender Lump und Landesverräter, soll ich euch alle in kurze und kleine Stücke hauen lassen, dich zuerst?“ — „Erkläre mir, mit Verlaub, die Ursache deines Zornes“, stammelte der Polizeichef, sich zu Füßen des Mandarinen windend, „daß ich die Sprache deiner Weisheit verstehen kann!“

„Eklender Hund, du verdienst, eine Schweineherde zu bewachen, aber nicht die Bevölkerung einer Weltstadt. Der Kaiser in Person hat die Schlämperei bemerkt, die in der Stadt herrscht. In den Straßen lungern Leute herum, die nicht einmal einen Hut auf dem Kopfe haben. Heute Abend will ich wissen, wie viele es sind.“ — „Alles wird peinlich genau ausgeführt werden“, versicherte der Polizeichef, der sich erhoben hatte und mit drei tiefen Verbeugungen sich empfahl.

„Verfluchte Kanakillen!“ redete der Polizeichef seine Untergebenen an. „Ich werde euch auf glühenden Kohlen rösten lassen. Heißt das vielleicht die Stadt bewachen?! Da laufen Leute im Regen herum, die nicht einmal einen Hut haben. Binnen einer Stunde macht ihr mir alle auffindig!“ Die Polizisten suchten so schnell wie möglich, den Befehl auszuführen. Es entstand eine wahre Menschenagad in den schlammigen Straßen Pekings. In weniger als einer Stunde befanden sich alle, die keinen Hut hatten, im Hofe des Gefängnisses.

„Wie viel sind es?“ fragte der Polizeichef.

„Zwanzigtausendzweihundertundzweiundzwanzig“, ward ihm geantwortet.

„Köpft sie!“ befahl der Polizeichef, und eine halbe Stunde später lagen auf dem Hofe des Gefängnisses zwanzigtausendzweihundertundzweiundzwanzig Chinesen, die sowohl keinen Hut wie keinen Kopf hatten.

Darauf begab sich der Polizeichef zum Stadtkommandanten und erstattete Bericht. Der Stadtkommandant ging zum Premierminister und der Premierminister zum Kammerherrn.

Gegen Abend hörte es zu regnen auf. Der Wind schüttelte die Bäume, und Kastaden von Diamanten fielen von ihnen nieder auf die Blumen, die in der Abendsonne leuchteten. Der ganze Garten des kaiserlichen Palastes war von Duft und Glitzern erfüllt. Der Sohn des Himmels stand am Fenster seines Porzellanpalastes, das herrliche Schauspiel bewundernd. Aber weichen Gemütes, wie er war, vergaß er auch jetzt nicht der Armen. „Abzigs“, sagte er

zu dem Kammerherrn, der gerade eintrat, „solltest du mir doch sagen, wie viele Leute in Peking heute keinen Hut auf dem Kopfe haben.“ — „Der Wille des Beherrschers des Weltalls wurde von seinem Diener ausgeführt“, antwortete der Kammerherr mit einer tiefen Verbeugung. „In ganz Peking gibt es heute nicht einen einzigen Chinesen, der keinen Hut auf dem Kopfe hat.“

Ein frohes Lächeln erhellte das Antlitz des Kaisers. „Glückliche Stadt! Glückliches Land!“ rief er aus. „Wie froh bin ich, daß es dem Volk unter meiner Regierung wohl-ergeht!“

Und er verlieh dem Kammerherrn, dem Premierminister, dem Stadtkommandanten und dem Chef der Stadtpolizei den Orden des goldenen Drachen für ihre Bemühungen und ihre väterliche Sorge um das Wohlergehen seines Volkes.

Feldzauber und Saatsegen.

Manche Sitte und mancher Gebrauch der Altvordern ist noch — in einer oder anderer Weise — lebendig in der Landbevölkerung, besonders dort, wo die Nähe der Großstadt noch nicht ihren Einfluß ausbreiten kann, wo sie fern liegt und die Stille weiter Felder den Menschen besinnlich macht.

Uralter Väterglaube und Brauch verbindet sich besonders auch mit der für den Landmann so wichtigen Zeit, wenn im Frühjahr der Acker zur Saat bereitet und dann die Saat ausgestreut wird. All die Besorgnisse und Hoffnungen, all die Bitten und Wünsche, die begreiflicherweise in dieser Zeit den Landmann bewegen, finden in den Anschauungen und Gebräuchen ihre Spiegelung und ihren Ausdruck, die vielerorts noch heute in der einen oder anderen Form bestehen und geübt werden. Es ist nicht selten noch anzutreffen, daß der Pflüger, bevor er die erste Furche treibt, ein kurzes Gebet verrichtet und den Himmel um Gedeihen von Arbeit und Saat bittet. In katholischen Gegenden wird auch manchmal der Pflug mit Weihwasser besprengt und gesegnet, ebenso das bestellte Feld vor Beginn der Aussaat. Ein alter Landmannsgebrauch, der weit zurück seinen Ursprung hat, ist es auch, den Pflug über ein Laib Brot hin in die erste Furche gehen zu lassen, welches danach an das Jungtier verfüttert wird. Der Volksglaube ist überzeugt, daß dadurch Segen in den Acker komme und während der Bestellung, wie auch während der ersten Zeit des Keimens und Sprossens günstiges Wetter bleiben werde. Auch daß die zweite Furche nicht sogleich neben der ersten zurückgetrieben werden darf, ist mancherorts noch alter Volksglaube.

Ist die Pflugarbeit beendet, so gilt es, durch mancherlei Gebrauch und Zauber die Fruchtbarkeit der Scholle zu entfalten und zu mehren. Es ist bekannt, daß bei den Altvordern das Ei als Symbol der Fruchtbarkeit in hohem Ansehen stand. Und als Feldzauber hat sich diese Anschauung mancherorts bis heute noch erhalten. Entweder, es wird ein frisches Hühnerei mitten im Felde vergraben, oder auch der Pflüger hat am Schluß der letzten Furche ein Ei zu verzehren und die Schalen dann unterzupflügen. Wieder an anderen Orten wird ähnlich mit einem Brot verfahren, das dann auch in die bereitete Ackerfurche versenkt oder eingestülpt werden muß.

Ehemals galt die Zeit zwischen der Bereitung der Saatfurche und der Aussaat als heilige Zeit, in welcher der Bauer sich still zu verhalten hatte und keinerlei Festlichkeiten oder Lustfahrten stattfinden durften.

Bei der Aussaat sind wiederum allerlei Volksgebräuche vorhanden, die — mit mancherlei lokalen Abänderungen — diese wichtige Tätigkeit des Landmannes begleiten. In katholischen Gegenden sind sie zum Teil rein kirchlicher Art, wie kirchliche Begehen des Saatgutes oder des ersten Korbes voll Saat, — zum Teil sind dort die alten Bauerngebräuche ins Religiöse abgewandelt. So hat der Säer vor dem ersten Wurf die Saat mit dem Kreuzeszeichen zu segnen und ein kurzes Gebet um Saatsegen zu verrichten; auch ein frommer Auf die Aussaat und das Gedeihen bezüglicher Wunsch tritt hier und da an die Stelle des Gebetes. Daneben haben sich aber auch in anderen Gegenden manche alten Segensprüche und Formeln nicht kirchlicher Art erhalten, die in ihrem Ursprung in weit zurückliegende Zeiten reichen, wie auch bei diesen Sprüchen eine Handvoll Saatkorn in alle vier Himmelsrichtungen, oder auch nur in die Richtung von Sonnenaufgang geworfen wird. Saatzauber wird auch mancherorts gegen die Vernichtung der Saat durch Vögel oder Schneeden und dergl. angewandt. So die alte Formel: „Mein Weizen will ich säen; die Vögel mögen fressen Erd; und lassen mein Weizen stehen.“ Manchmal wird an diesen alten Zauber- spruch dann die heilige Dreifaltigkeit gefügt: „... im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ...“.

Natürlich sind diese Gebräuche nicht nur bei der Getreide- aussaat im Schwange. Leptere ist ja aber doch meistens das Wichtigste für den Landmann und so haben sie sich da noch am längsten erhalten und am ursprünglichsten.

„Briefwechsel zwischen Stein und Binde.“ Im Auftrage des Provinzialausschusses der Provinz Westfalen herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Kochenbörfer. (Münchendorfsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.) Das Buch, eine Sammlung von über hundert Briefen aus den Nachlasspapieren des Freiherrn von Binde und dem Steinischen Archiv, ist wertvoller Beitrag zur Provinzialgeschichte Westfalens, das innerhalb seiner Grenzen die beiden bedeutenden Staatsmänner als leitende Verwaltungsbeamte tätig sah. Über den zunächst gegebenen provinziellen Rahmen hinaus führt indes die Breite des Gedankenaustausch und der angerührten wichtigen Fragen, auch Allgemeines von Staats- und Gemeindepolitik findet Berücksichtigung. Angesichts der Pläne einer künftigen Verwaltungsreform in Reich und Ländern liegt ein Vergleich der damaligen Anschauungen mit der Gegenwart nahe, und vieles, das vor mehr als hundert Jahren niedergeschrieben wurde, darf noch heute eine gewisse Aktualität in Anspruch nehmen. Daher wird auch die breitere Öffentlichkeit sich mit dem Buch beschäftigen, das als erster Band einer Schriftenreihe „Westfälischer Briefwechsel“ erschienen ist und dem der Verlag eine sehr sorgfältige, geschmackvolle Ausstattung mit auf den Weg gab.

H. Christaller: „Kennst du das Land...?“ Eine abenteuerliche Reisegeschichte. (Enklin u. Laiblin, Reutlingen.) Einen Roman für junge Menschen hat die bekannte Verfasserin geschrieben. Die in uns liegende Sehnsucht nach dem Süden, unsere Wander- und Abenteuerlust gibt sie Arnold, dem jungen Helden der Erzählung, mit auf den Weg, dem aus der engen Berührung mit der Landschaft das innere Erleben Italiens wird. Mancherlei Abenteuer, etwa in den Apenninen, als Küchensjunge auf einem Schiff, als Landarbeiter, tragen dazu bei, daß aus dem etwas weltfremden Jüngling ein straffer junger Mann wird.

Marie Grenag: „Die Flucht zum grünen Herrgott.“ Roman. Mit 46 Zeichnungen der Verfasserin. (Verlag Adolf Luser, Wien 5.) Eine Frau, ein herzengewarmes, kuscheliges, mit ihrem ganzen Sein der Natur innig verbundenes Wesen, nimmt uns bei der Hand und führt uns hinauf in ihr „Häusl am Berg“, inmitten von Wald und Wiese, wo in der Ferne die Karnischen Alpen blauen und läßt uns ein Jahr dort oben mit ihr erleben. Wir hören die Melodie dieser steirischen Landschaft in ihrer Fülle und Apollonität, in ihrer Herrlichkeit und Gewalttätigkeit. Und wir hören die Melodie ihres Herzens, das in wahrhaft franziskanischer Liebe jeder Kreatur verschwistert ist, den Pflanzen, dem Gethier, den Menschen — auch den Menschen, die Schuld und Schicksal schallend über ihren Weg werfen. Das Buch wirkt vor allem durch die starke Sprache der Verfasserin und durch die feinsinnigen Naturschilderungen, die von zahlreichen hübschen Zeichnungen begleitet sind. Marie Grenag ist ja als Zeichnerin und Malerin bekannt.

Max Halbe: „Generalkonsul Stenael und sein gefährliches Ich.“ Roman. (Verlag von Albert Langen in München.) Ein heiteres Sommerpiel, hart an der Grenze zwischen Ernst und Scherz, so jugendlich kraftvoll, wie der Dichter der „Jugend“ nur je etwas schrieb. Allerdings Grund hat man, beim Lesen dieses anscheinend so behaglichen und veranlaglichen Buches plötzlich aufzuhorchen und nachzuhorchen. Es gibt da mitunter eine dunkle Resonanz, und das „törichte Perpetuum mobile auf Zeit — das Herz“ tut manchmal einen erschrockenen, einen ertappten Schlag dabei. — Daß seine Menschen allesamt leben, daß die alte wehrhafte Stadt am Meer und ihr fruchtbares Werderland das treueste Heimatgeheimnis zeigen, ist selbstverständlich bei einem Meister wie Max Halbe.

Erich Ebermayer: „Die große Kluft.“ Roman. (Verlag Paul Holsman, Wien.) Nach dem „Kampf um Odilienberg“ übernimmt es hier einer der jüngsten deutschen Dichter in einem überaus fesselnden und zeitnahen Roman sich mit dem Problem der Kriegs- und Nachkriegsjugend Deutschlands in ernster und leidenschaftlicher Weise auseinanderzusetzen. Ein Bekenntnisroman, der ebenso durch die Gewinnung als durch die dichterische Gestaltungsstärke fesselt.

Kurt Siodmak: „F. P. 1 antwortet nicht.“ Roman. Mit 11 ganzseitigen Bildern auf Kunstpapier nach Zeichnungen von A. B. Henninger. (Ernst Reiss Nachf. [August Scherl] G. m. b. H., Berlin SW. 68.)

Es ist ein langer Weg, den die Flugzeuge auf ihrer Fahrt nach Amerika zurücklegen müssen, zwischen Asien und den Bermudas gibt es keine Insel — da baut der Mensch eben eine künstliche. Auf riesigen Schwimmern ruht F. P. 1 im Ozean, zehn Mal so groß wie die „Bremen“, 300 000 Tonnen schwer. Die dichterische Phantasie eilt hier der Technik voraus. Das Schicksal der künstlichen Insel ist mit dem vieler Menschen unlöslich verknüpft. Alles droht zu versinken. In atemberaubendem Tempo rast die Handlung dieses Zukunftströmens vorwärts.

John Erskine: „Penelopes Mann.“ (Verlag Julius Geden, Dresden.) Die Irrfahrten des Odysseus werden in diesem amüsanten Buche in höchst eigenartiger und reizvoller Weise geschildert, in dem in allen Personen das Menschliche und allzu Menschliche hervorgehoben wird, wodurch sie ganz modern wirken. Die Frauen, die ja in Odysseus' Abenteuern die Hauptrolle spielen, zeichnen sich hier nicht nur durch klassische Schönheit, sondern auch durch ihre extrem moderne Einstellung in Liebes- und Ehefragen aus. Trotz des satirischen Einschlages ein mit liebenswürdigem Humor geschriebenes Buch.

In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jr., Leipzig) erschien: Prof. Dr. Alfred Baumeier: „Nietzsche, der Philosoph und Politiker“. U.-B. Nr. 7135/36. Nietzsche steht nach diesem Werk vor uns als ein Denker von welthistorischer Bedeutung, als der Philosoph des „heroischen Realismus“ und — was bisher noch nicht erkannt worden ist — als ein Politiker großen Stiles, der mit unheimlicher Klarheit die späteren Entwicklungen vorhergesehen hat und mit seinem großen Gegenpieler Bismarck im leidenschaftlichsten Wettkampf steht. — Dr. med. Alfred Brauhle, leitender Arzt des Prieknis-Krankenhaus in Berlin-Mahlow: „Lexikon der Naturheilkunde“. U.-B. Nr. 7140. Die Fülle des hier gebotenen Materials ist trotz des engen Raumes erstaunlich. Kurz und klar ist alles gesagt, was wir über die Anwendung von Bädern, Bädungen, Packungen, Güssen, Massage, Sonnen- und Lichtbestrahlungen, Luftbädern, Rohkost, vegetarischer Kost, seelischer Hygiene nur wissen wollen.

„So wollen wir wohnen.“ Von Dr. Ludwig Reundörfer. (Grandsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Wohnen — nicht modern um jeden Preis, sondern bequem und schön, das ist es, was Ludwig Reundörfer in seinem neuen Buch zeigt. Zum rechten Wohnen helfen weder Stilanalysen noch Zukunftsträume. Nur selber anpacken hilft, und deswegen geht Reundörfer von dem aus, was vorhanden ist. Er zeigt, wie man die alie Wohnung heutigen Ansprüchen entsprechend behaglich und schön machen kann, wie man auch mit den überkommenen altmodischen Möbeln die Wohnung modern gestalten kann. Er zeigt, wie man auch mit geringen Mitteln eine neue Wohnung hübsch und bequem ausstattet.

„Laskers Spielfibeln.“ Mit vielen Figuren. (Verlag Scherl, Berlin SW. 68.) Dr. Emanuel Lasker, der langjährige Schachweltmeister, will in seinen Spielfibeln fassen, aber doch nicht oberflächlichen Unterricht geben. Er zählt nicht nur Spielregeln auf, sondern er führt in das Spiel ein, indem er die ganze Entwicklung aufzeigt. Soeben erschienen als erste Bändchen dieser hübschen Sammlung „Schach“, das königliche Spiel und „Bridae“, das Spiel, das in kurzer Zeit die Welt erobert hat.

„Die neue Jugend.“ Lebensgeschichte des Pier Giorgio Frassati. Nach persönlichen Zeugnissen gezeichnet von Don A. Cozzani. Deutsch von Helene Moser. (Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.) Pier Giorgio Frassatis trefflich geschriebene Biographie, in Italien schon in mehrfachen Auflagen verbreitet, erscheint hier für die deutsche Jugend. Sie schätzte und liebte er fast wie seine eigenen Romifikationen, aus persönlichem Umgang.

„Drüsen mit innerer Sekretion“ als Krankheitsursache bei Basedow, Diabetes, Fettstoff, Blutarmut, Schwäche und vielen anderen Leiden. Von Dr. med. Ludwig Sternheim. (Verlag Bruno Wiffens, Hannover.) Erst die Forschung der neuesten Zeit hat Aufklärung darüber gebracht, welche gewaltige Rolle diese endokrinen Drüsen im Wunderwerk des menschlichen Organismus spielen. Ihre Tätigkeit ist bestimmend für Entwicklung und Wachstum des menschlichen Körpers, für die Erhaltung der Lebensvorgänge, für Stimmung und Charakter, Lebensgenuss und Lebensdauer. Die gemeinverständlich geschriebene Broschüre des bekannten Verfassers gibt hierüber Belehrung.